Der Bruch mit der Utopie

Die Lyrik der 80er und 90er Jahre

Zunächst noch einige Anmerkungen zur Biographie Günter Kunerts. Im Jahr 1977 wurde er aus der Mitgliedsliste der SED gestrichen, da er im Jahr zuvor gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns [Einen guten Eindruck über das divergierende Weltverständnis und die daraus resultierenden Unterschiede in den literarischen Entwürfen der Dichter Kunert und Biermann gibt das *Zeit*-Gespräch „Wenn ich so dächte wie Günter Kunert, möchte ich lieber tot sein. Ein Zeitgespräch zwischen Wolf Biermann, Günter Kunert und Fritz J. Raddatz“ am 14.11.1980 in der *Zeit*.] protestiert hatte. Der letzte und entscheidende Auslöser für diesen Ausschluß durch die Partei war dann wohl die anschließende Weigerung Kunerts, diesen Schritt und alle damit zusammenhängenden Umstände öffentlich als Fehler anzuerkennen. Danach folgte eine Zeit der Attackierung und Denunzierung durch dogmatische Kulturfunktionäre. [„Nachdenken über Deutschland. Der DDR-Schriftsteller Günter Kunert will im Westen Abstand von der ostdeutschen Literatur-Bürokratie gewinnen“, von Peter Pragel im *Stern* 8.10.1979] Kunert erfuhr eine offene Überwachung durch Mitarbeiter der Staatssicherheit, die G. Netzeband folgendermaßen in Erinnerung hat:

Bei meinem letzten Besuch in Berlin-Buch lümmelten vor Kunerts Haus drei oder vier Stasi-Leute herum. Sie hatten das Autoradio aufgedreht und schlugen fortwährend mit den Türen. Offene Observierung wurde diese terroristische Art der primitiven Einschüchterung wohl genannt. [Siehe Günter Netzeband: „Die Zeit der Schurken. Günter Kunert sprach mit Günter Netzeband“, in *Sontag* 36, 1990, S. 3]

Bei Kunert findet diese Tatsache in den folgenden Zeilen ihren poetischen Niederschlag:

Belagerungszustand
Wohin auch immer wovon weg
ist immer
der Benennung sicher: Weil Sonntag
und vorm Hause drei Autos
Stunde um Stunde
im Fond Marx Engels Lenin Stalin
ad usum Delphini
Sie kommen direkt aus dem Hauptquartier
der Utopie in Berlin-Lichtenberg
rauchen und lesen Zeitung und
erwarten den Widersatz
meiner armen und zaghaften Worte
frisch geschlüpfter Zugvögel
Wegbereiter
dorthin wo das Gespräch über Bäume
kein Schweigen mehr bindet
dorthin wo keiner einem
die Sprache verschlägt. [Siehe Günter Kunert: *Gedichte*. Auswahl von Franz Josef Görtz. Nachwort von Uwe Wittstock, Stuttgart, 1987, S. 42]

Kunert nennt konkrete Gründe für seine (zunächst zeitlich begrenzte) Ausreise aus der DDR in die Bundesrepublik. Er weist besonders auf ein im Mai 1979 in der Ost-Berliner Wochenzeitschrift *Sonntag*

abgedrucktes Literaturgespräch hin, in dem ihm Antikommunismus unterstellt und die Anregung gegeben wurde, seine Literatur daraufhin zu untersuchen, ob sie die DDR-Literatur schädige. Bis dahin war Kunert trotz allem nicht der Gedanke gekommen, die DDR zu verlassen. Erst als ein von ihm an die Redaktion des *Sonntag* gerichteter Brief, [Kunerts Artikel „Pro Domo“ wurde von der Zeitschrift *Sonntag* 1990 gedruckt, mit einer kurzen Einführung, die darauf hinweist, daß die Veröffentlichung dieses Artikels als „Symptom für die Veränderungen im Lande (gesehen werden könnte), so wie die Nichtveröffentlichung 1979 es für die Verhältnisse jener Zeit waren“. Eine unmittelbare Schilderung der Vorgänge aus der Sicht Kunerts liegt mit dem *Zeit*-Artikel vom 2.11.1979 vor (siehe Günter Kunert: „Jetzt ist es endgültig genug! Vom unerträglichen Leben der Schriftsteller in der DDR“).] in dem er sich gegen die Vorwürfe zur Wehr setzte und mitteilte, daß „die Ärgernisse (...) nicht mehr erträglich seien“, nicht abgedruckt wurde, war er nicht mehr fähig überhaupt noch eine Zeile aufs Papier zu bringen.

Ich hätte zwar schreien, aber nicht mehr schreiben können. (...) *ich hatte keine Möglichkeit, mich zu wehren. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, außerhalb der DDR meine Schreibfähigkeit wieder herzustellen.* [Marcel Reich-Ranicki: „Ich konnte schreien, aber nicht mehr schreiben. Gespräch“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.11.1979]

Zwar war er sich darüber im klaren, daß eine Rezension in der DDR eher aus „Waschzettel-Schnipseln“ bestand und die Rezensenten sich nach der „gerade aktuellen kulturpolitischen Situation“ [Marcel Reich-Ranicki: „Ich konnte schreien, aber nicht mehr schreiben. Gespräch“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.11.1979] ausrichteten, wodurch er sie nicht in dem Maße verletzend für einen Schriftsteller empfand wie die von ihm durchaus gelobte Literaturkritik des Westens, doch änderte dies nichts an der Tatsache daß seine Werke (von deren Veröffentlichung er schließlich lebte) erst der Zensur vorgelegt werden mußten.
Und

man kann sich ja vorstellen, welche Manuskripte eine Druckgenehmigung bekommen und welche nicht. All das führt über eine lange Zeit zu einem absolut psychotischen Zustand bei einem Schriftsteller. In diesen Konflikten ist er sehr anfällig für einen besonderen Druck, und es geschieht dann, daß er nicht mehr in der Lage ist, diesen Druck zu ertragen. [„Kreativität braucht keinen Druck. Wolf Scheller im Gespräch mit Günter Kunert“, in: *Rheinischer Merkur. Christ und Welt*, 24.12.1987]

Kreativität aber brauche diesen Druck nicht. Das Problem, vor das sich der Autor Kunert mit seiner Schaffenskrise gestellt sah, ließe sich jedoch letztlich nur mit dem Verlassen der DDR lösen, da er von sich selbst sagt, er könne „zwar existieren, ohne Gedichte zu schreiben, doch wäre es ein Existieren, bei dem ich mich nicht mehr leben wüßte, bei dem ich mich nicht mehr selber spürte.“ [Marcel Reich-Ranicki: „Ich konnte schreien, aber nicht mehr schreiben. Gespräch“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.11.1979] Im Oktober 1979 siedelten Günter Kunert und seine Frau Marianne in die Bundesrepublik um und richteten sich nach einer Übergangszeit in Itzehoe in Schleswig-Holstein, in Kaisborstel auf dem Lande ein.
Sein 1980 erschienener Lyrikband *Abtötungsverfahren*, in dem sowohl Gedichte aus der DDR-Zeit als auch in der Bundesrepublik entstandene zusammengefaßt sind, gibt Zeugnis über die soeben überstandene konfliktreiche Zeit. Sein Werdegang in den nachfolgenden Jahren kann als ein Prozeß der fortschreitenden Desillusionierung beschrieben werden. Seine Werke sind auch jetzt geprägt von einem Endzeitbewußtsein, in dem das einzige Gesetz der Geschichte deren Vergänglichkeit und Unbeständigkeit zu sein scheint. Das führt laut Kunert dazu, daß das Ich nur noch als Provisorium verstanden werden kann, da jeder, der heute überleben möchte, dazu gezwungen ist, ständig in sich selbst etwas abzutöten, so z.B. Mitleid und Gewissen. [Siehe Günter Kunert: „Unser Empfinden wurde abgetötet. Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Günter Kunert“, in: *Kölner Stadtanzeiger*, 2.12.1980] Melancholie und Verzweiflung sind deutlich erkennbar und mit dem Abschied von der „Utopie als Prinzip Hoffnung“ [So Kunert in seiner Frankfurter Poetik Vorlesung, S. 49] kann diese nur noch in ihrer Negation in seinen Werken erscheinen, als „Stirb- und Werdniewiederland“. [Günter Kunert:

Gedichte. Auswahl von Franz Josef Görtz. Nachwort von Uwe Wittstock, Stuttgart 1987, S. 50, nach einem Erstabdruck in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Hier soll nun auf ein generelles Problem in der Editionspraxis der Werke Kunerts hingewiesen werden. In der eben zitierten Auswahl von Kunerts Gedichten hat der Herausgeber die lobenswerte Mühe auf sich genommen, einen möglichst vollständigen Textnachweis für die verwendeten Gedichte zu erbringen. Leider ist dies eher eine Ausnahme bei den bisher erschienenen Kunert-Anthologien, so daß die zeitliche Einordnung der Gedichte oftmals eine längere Suche innerhalb der jeweils ersten Buchausgaben erfordert. Diesem Manko sollte bald mit einer Gesamtausgabe von Kunerts Werken abgeholfen werden, die eine wissenschaftliche Untersuchung wesentlich vereinfachen würde.]

In diesem Zusammenhang muß kurz auf Kunerts oft verwendete apokalyptische Bilder hingewiesen werden, die keinesfalls nur aus Enttäuschung und Verzweiflung über das Scheitern des Sozialismus sowie der Angst vor dem drohenden Weltende entstehen. Die Beschreibung der Apokalypse fordert einen ganz bestimmten Tonfall, der sozusagen gattungsspezifisch ist. [Siehe Günter Kunert: *Die letzten Indianer Europas. Kommentare zum Traum, der Leben heißt*, München, 1991, S. 267–278: „Zur Apokalypse".] Da der Fortgang der Katastrophe weder geleugnet noch verabsolutiert werden kann, verspricht Apokalypse an sich einen Untergang, der die Hoffnung auf einen besseren Neuanfang schon beinhaltet. In der Moderne wandelte sich der Glaube an ein kommendes Heil in den Glauben an den Fortschritt. Für Kunert ist die „Offenbarung", die er durch die Apokalypse erfahren kann, ebenfalls säkularisiert. Die Welt die er damit erfährt, zeigt die menschliche Zivilisation als Trümmerhaufen. Die menschliche Sprache, das metaphorische Sprechen, vermag dies aber nur unzulänglich auszudrücken. So konstatiert Kunert:

Wir wissen nur: Wir sind die Opfer bei einem Vorgang, den wir als Apokalypse bezeichnen weil uns die tatsächliche Bezeichnung fehlt. [Ebd. S. 278. Zu Kunerts apokalyptischen Bildern vergleiche besonders Thomas Koebner: „Am Kap der guten Hoffnungslosigkeit. Endzeit bei Hans Magnus Enzensberger und Günter Kunert", in K*ontroversen: alte und neue*. Hg von Albrecht Schöne: Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Band 10, Tübingen, 1986, S. 225–233 und ders.: „Apokalypse trotz Sozialismus. Anmerkungen zu neueren Werken von Günter Kunert und Heiner Müller", in *Apokalypse*. Hrsg. von Gunter E. Grimm u.a., Frankfurt a.M., 1986, S. 268–293. Mit Kunerts Essay „Zur Apokalypse", in: Günter Kunert: *Die letzten Indianer Europas. Kommentare zum Traum, der Leben heißt*, München, 1991, beschäftigt sich speziell Rudolf Drux; in: Manfred Durzak / Hartmut Steinecke (Hrsg.): *Günter Kunert. Beiträge zu seinem Werk*. München und Wien, 1992, S. 184ff.]

Doch all dies hat für Kunert nicht nur negative Züge. Wichtig und richtig erscheint ihm der Reifeprozeß, den er durchlaufen hat, den seine Gedichte als Wegmarken dokumentieren und der ihn aus dem Zustand der Fremdbestimmung in den der Selbstbestimmung getragen hat. Insofern liegt auch in diesem Prozeß das „Symptom Kunert" verborgen, da dessen Vorhandensein ein beispielhaftes Zeugnis dafür ablegt, daß dieser Weg einem Individuum überhaupt möglich ist. [Günter Kunert: *Vor der Sintflut. Das Gedicht als Arche Noah. Frankfurter Vorlesungen*, München und Wien, 1985, S. 51. Für die Menschheit selbst hält er dies für unmöglich.] Folglich ist sein Anliegen an den Leser noch immer das der Selbstbesinnung, sind seine Gedichte Einladung zur Meditation. Poesie ist für Kunert eben nicht ein Fluchtort der außerhalb der Realität liegt, sondern im Gegenteil das Mittel, mit dem man zur Einsicht in dieselbe gelangen kann. Wenn also in seinen Werken Untergangsängste [Vgl. Günter Kunert: *Vor der Sintflut. Das Gedicht als Arche Noah. Frankfurter Vorlesungen*, München und Wien, 1985, S. 95. Mit der „Untergangslyrik" von Kunert beschäftigen sich wie schon erwähnt besonders die beiden Aufsätze von Thomas Koebner und auch die Arbeit von Walter Hinderer „Schaffen heißt: Dem Schicksal Gestalt geben"; in: Rudolf Drux; in: Manfred Durzak / Hartmut Steinecke (Hrsg.): *Günter Kunert. Beiträge zu seinem Werk*. München und Wien, 1992, S.22–39. Reich-Ranicki (1980) meint über diese Einordnung: „Man hat Kunert unlängst auch als einen Endzeit-Lyriker bezeichnet. Doch damit ist nur gesagt, daß er ein Lyriker unserer Epoche ist. Gewiß, seine Gedichte sind düster. Aber sie erhellen. So paradox dies auch klingen mag: Von dieser schrecklichen Finsternis geht Licht aus."] artikuliert werden, so ist dies unmittelbarer Ausdruck des Befindens

der gegenwärtigen Gesellschaft. Er sieht Schreiben als einen Akt der „Selbsttherapie“ [Karin Köbernick: „Zeit für einen langsameren Untergang. Gespräch mit Günter Kunert“, in: *Neue Deutsche Literatur*, 1992 Heft 1, S. 104] an und trotz aller Hoffnungslosigkeit, die ihn befällt, weil die Menschheit nicht in der Lage ist, aus Fehlern zu lernen und sich zu ändern ist ihm zuletzt doch die Hoffnung auf einen „langsameren Untergang“ geblieben. [Karin Köbernick: „Zeit für einen langsameren Untergang. Gespräch mit Günter Kunert“, in: *Neue Deutsche Literatur*, 1992 Heft 1, S. 106ff.] Wenn ihm allerdings als letzte Aussicht das Unheil erscheint, werden damit auch seine poetischen Tätigkeiten in die Aporie geführt und dessen ist er sich durchaus bewußt. In seinem Gedicht „Eine Poetik“ formuliert er prägnant:

Das wahre Gedicht
löscht sich selber aus
am Schluß. [Günter Kunert: *Abtötungsverfahren*. München und Wien, 1980, S. 61]

Kunerts Bestreben ist es, den Wahrheitsanspruch und die Autonomie der Kunst vor Funktionalisierung und Mechanisierung zu bewahren, auch wenn das ihre Auflösung bedeuten sollte. Die heutige Kunst lädt weniger zum sinnlichen Genuß als vielmehr zur Anstrengung bei der erforderlichen Dekodierung ein. Diese Entwicklung führt Kunert auf eine neuentstandene Freiheit zurück, die sowohl aus Bindungslosigkeit als auch aus Verantwortungslosigkeit erwachsen ist. Ästhetische und moralische Verpflichtungen, die bei Kunst und Künstler früher normsetzend wirkten, sind heute zugunsten einer Beliebigkeit als Schaffensprinzip aufgegeben worden. Damit verschwindet für viele Künstler die Notwendigkeit, sich mit der Welt und dem darin verhafteten Ich schöpferisch auseinanderzusetzen. Die Freiheit der Mittel aber kann nicht kompensieren, was zuvor an Bedeutung und Sinn mit der Selbstbefreiung durch das Werk vom Künstler erreicht wurde. Deshalb wird die Kunst immer mehr zu „unentzifferbaren Signalen“, deren einzige Legitimation eben die Verdeutlichung der von Sinnlosigkeit beherrschten Welt ist. [Günter Kunert: „Die Musen haben abgedankt. Über die Sinnlosigkeit der zeitgenössischen Kunst“, in: *Die Zeit*, 2.12.1988 mit einem ausführlichen Artikel über die Sinnlosigkeit der zeitgenössischen Kunst.] Damit wird die Kunst für die Zukunft genötigt sein, sich selbst neue Mittel zu erschließen, um im weiteren ihren Fortbestand zu sichern.

Dagmar Hinze, aus Dagmar Hinze: *Günter Kunert: Sinnstiftung durch Literatur. Literaturtheorie und dichterische Praxis*, Peter Lang Verlag, 1996